

Inklusive Forschung – Gemeinsames Forschen mit Menschen mit Lernschwierigkeiten

Mandy Hauser

Forschung im Kontext geistiger Behinderung hat im internationalen Raum in den vergangenen Jahrzehnten einen steten Wandel vollzogen. Auch in Deutschland wendeten sich mit der Sichtweise auf Behinderung und veränderte ethische Zugänge die Forschungsansätze von einer ausgrenzenden, teils menschenrechtsverachtenden Forschung hin zu Forschungsprozessen, die zu größeren Teilen im Interesse von Menschen mit Behinderung und unter Beachtung der Menschenwürde arbeiten (1): Zur Zeit des Nationalsozialismus erfolgte unter menschenrechtsverachtenden Bedingungen medizinische Forschung *an* Menschen mit Behinderungen. Im Anschluss an die Nürnberger Prozesse folgte das Credo, dass innerhalb der Forschung immer der Nutzen der Proband/innen, also der »Beforschten«, im Vordergrund stehen muss. Demnach findet seit den 60er Jahren, zumindest eine Forschung *für* den Personenkreis statt, die die Verbesserung der Lebensqualität im Fokus hat. Gleichzeitig entwickelte sich eine Forschung *über* Menschen mit geistiger Behinderung, deren Forschungsergebnisse meist für nicht-behinderte Fachleute bestimmt waren (2). Seit Ende des 20./Anfang des 21. Jahrhunderts macht sich langsam ein Forschungsansatz stark, der nicht im Rahmen einer fremdbestimmten Forschung *über*, sondern *mit* den Betroffenen arbeitet (3). Diese Form gemeinsamen Forschens wird unter den Namen »Partizipative Forschung« und weiterführend »Inklusive Forschung« zusammengefasst, wobei Partizipative Forschung die Teilnahme von Menschen mit Behinderung unterstützt, während die akademischen Forschenden die Kontrolle über den Ablauf des Forschungsprozesses behalten. Die Inklusive Forschung widmet sich speziell dem Personenkreis der Menschen mit Lernschwierigkeiten und setzt sie in den Mittelpunkt sämtlicher Forschungsaktivitäten, was sich vor allem darin äußert, dass sie die Kontrolle über alle Teile des Forschungsprozesses innehaben: von der Entwicklung der Fragestellung über die Datenerhebung und -auswertung bis zur Publikation der Ergebnisse (4).

Bei beiden Zugängen handelt es sich um grundlegende Ansätze, wie Forschung betrieben werden kann und sollte und welches Menschenbild der Forschung zugrunde liegt. Partizipative und Inklusive Forschung geben noch keine Auskunft über die angewendete Forschungsmethode.

Notwendigkeit und Innovation des gemeinsamen Forschens mit Menschen mit Lernschwierigkeiten

Im Folgenden soll erörtert werden, welche Ideen dem gemeinsamen Forschen zugrunde liegen und was es so innovativ und für den Inklusionsgedanken so bedeutsam macht.

Dabei stellt sich zunächst die Frage, warum der subjektive Blickwinkel der Betroffenen gerade in der Forschung mit Menschen mit Behinderung als so bedeutsam herausgestellt wird und die Betonung auf der Notwendigkeit einer subjektiven Perspektive in der Sozialforschung liegt: Integration und Inklusion haben sich seit einigen Jahren zu *den* Schlagwörtern der modernen Behindertenpädagogik entwickelt und beeinflussen als Idee und Forderung vielfältig die politische und gesellschaftliche Praxis. Es werden immer neue Projekte, Unterstützungssysteme und Ansätze entwickelt, die es Menschen mit Behinderungen möglich machen, ein Leben in der Gesellschaft zu führen, in der sie leben. Die inklusiven Perspektiven treten für gesellschaftliche Teilhabe, Teilnahme und Teilgabe von Menschen ein, deren Lebensumstände bisher durch Marginalisierung, Ausgrenzung und Fremdbestimmung geprägt waren und zu großen Teilen nach wie vor sind. Zu diesen Personengruppen zählen auch Menschen mit Lernschwierigkeiten, deren Perspektiven, wie bereits erwähnt, durch inklusive Forschung besonders in den Mittelpunkt gerückt werden.

Inklusion kann dabei nur als wechselseitiger Prozess begriffen werden, der einerseits durch die Anforderung an die bestehende Gesellschaft gekennzeichnet ist, offen für den Umgang mit Diversität zu sein und andererseits für alle Beteiligten Grundlagen schafft, um Möglichkeiten von Selbstbestimmung, Autonomie und Empowerment zu eröffnen. Um dies gewährleisten zu können ist es für Menschen mit Lernschwierigkeiten absolut notwendig, eigene Wünsche und Vorstellungen zu entwickeln, sie selbstbestimmt artikulieren zu können und sie gleichsam angenommen und respektiert zu wissen, um daran anknüpfend Umsetzungsideen zu entwerfen. Eine erfolgreiche Etablierung inklusiver Strukturen setzt demzufolge auch voraus, dass die Fragen gestellt und beantwortet werden, wie denn aus Sicht der Betroffenen integratives bzw. inklusives Leben aussieht und welche Vorstellungen Menschen mit Lernschwierigkeiten mit ›normalen‹ Lebensumständen verbinden.

In weiten Teilen der Forschungslandschaft in Bezug auf Menschen mit Lernschwierigkeiten haben sich Vorgehensweisen etabliert, welche zur Informationsgewinnung hauptsächlich auf Stellvertreteraussagen zurückgreifen (5), wodurch die Befragung sich häufig auf Menschen begrenzt, die als nicht-behindert gelten. Das bedeutet, dass eher die Begleitpersonen und Unterstützer/innen befragt werden, wie Familienmitglieder, Freund/innen, Betreuer/innen oder Lehrer/innen, als die betreffenden Menschen selbst. Die Meinung und die Sichtweise der Menschen mit Lernschwierigkeiten sollen sich, wenn sie bezüglich der Forschungsfrage denn überhaupt von Interesse sind, in deren Aussagen widerspiegeln. Exemplarisch kann hier eine Studie des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales (BAMS) zur Teilhabe von Menschen mit Behinderung angeführt werden, die sich mit der Begründung der erschwerten Erreichbarkeit der Zielgruppe explizit gegen den Einbezug von Menschen mit Behinderung entschieden haben (6).

Es gibt eine Reihe von Gründen, mit denen ein solches ausschließendes Vorgehen im Rahmen von Forschungsstudien gerechtfertigt wird. Neben den Faktoren Zeit (da ein inklusiv gestalteter Forschungsprozess mit Menschen ohne Vorerfahrungen im akademischen Raum und speziell in der Forschung meistens einen größeren Zeitaufwand mit sich bringt) und Finanzierung (die vorherige Kalkulation der Kosten einer Forschungsstudie ist bspw. durch die unklare zeitliche Dauer schwierig) gibt es erhebliche stigmatisierende Vorurteile seitens der Akademiker/innen gegenüber den reflektorischen, kognitiven und/oder sprachlichen Kompetenzen von Menschen mit Lernschwierigkeiten (7): Ihnen wird oftmals abgesprochen, an Forschungsstudien teilnehmen zu

können, weil ihnen das erforderliche Maß an Selbstreflektion fehlen würde oder sie verbalsprachlich nicht ausreichend kompetent wären. Dazu sei gesagt, dass es selbstverständlich kaum möglich ist, ohne vorherige Kenntnisse über die Einzelperson generalisierende Aussagen über mögliche Fähigkeiten und Fertigkeiten zu treffen.

Orientiert man sich an der Inklusiven Forschung bedeutet das, nicht Menschen aufgrund angeblicher Mängel von Befragungen auszuschließen sondern kompetenzorientiert Wege und Methoden zu finden, Menschen mit Lernschwierigkeiten in umfangreichem Maß in Forschungsprozesse einzubeziehen. Denn man kann davon ausgehen, dass darin das emanzipatorische Potential von Forschung liegt: Menschen mit Behinderungen aktiv am Forschungsprozess zu beteiligen und sie als Hauptakteure nach ihrer ganz persönlichen, subjektiven Einschätzung der verschiedensten Sachverhalte ihres Lebens zu befragen. Nur so kann es adäquate Unterstützungssysteme geben, die erfolgreiche Inklusion in den Augen der Betroffenen möglich machen. Denn wer sollte die eigenen Bedürfnisse besser kennen, als die Bedürfnisträger/innen selbst?

Zum geschichtlichen und ideellen Hintergrund Inklusiver Forschung

Folgende Faktoren werden von JAN WALMSLEY (2001), einem der Begründer der Inklusiven Forschung, als wesentlich für die Etablierung dieses Ansatzes herausgestellt. Da die Ursprünge Inklusiver Forschung in Großbritannien zu suchen sind, wird der Blick zunächst auf die dortigen Entwicklungen gelenkt.

1. Normalisierungsprinzip

Das Normalisierungsprinzip wurde in den 60er Jahren in Dänemark von BENGT NIRJE und BANK-MIKKELSEN entwickelt und orientiert sich inhaltlich an den Menschenrechten, wie dem Recht auf Selbstbestimmung, dem Recht auf angemessenen Lebensstandard und dem Recht auf Teilhabe. Als bald veränderte es Ende 70er Anfang 80er Jahre auch in Großbritannien die Sichtweise auf Menschen mit Behinderungen und es kam zum so genannten Paradigmenwechsel in der Behindertenfürsorge.

»Das Normalisierungsprinzip beinhaltet, allen Menschen mit geistiger Behinderung Lebensmuster und Alltagsbedingungen zugänglich zu machen, die den üblichen Bedingungen und Lebensarten der Gesellschaft soweit als möglich entsprechen.« (8). Dazu zählen unter anderem ein normaler Tages-, Wochen-, Jahresrhythmus, ein hoher Grad an Autonomie unter Berücksichtigung der individuellen Bedürfnisse und Wünsche sowie normalisierte soziale und wirtschaftliche Lebensverhältnisse. Vor allem in Bezug auf Wohnen und Dienstleistungen wurde auch für Menschen mit Lernschwierigkeiten ein Leben in der Gemeinde propagiert.

Innerhalb der Normalisierungsbewegung wurde eine sehr große Anzahl an Studien durchgeführt, die sich ebenfalls hauptsächlich mit den Bereichen der Dienstleistungsqualität und Wohnqualität beschäftigten. Menschen mit Behinderungen wurden als ›Betroffene‹ in den meisten Fällen nicht befragt. Nur eine kleine Gruppe von Forschenden betonte die unbedingte Notwendigkeit, bei der Evaluation von Unterstützungsangeboten die Sichtweise von Menschen mit geistiger Behinderung zu erfassen, worin auch der besondere Einfluss des Normalisierungsprinzips lag und liegt: Vertreter/innen etablierter Behindertenbewegungen wollten den Aus-

schluss von Menschen mit Behinderungen aus der Forschung nicht länger akzeptieren und forderten den Einbezug der Betroffenen (9).

2. Social Role Valorisation

Die sogenannte ›Social-Role-Valorisation‹ meint die Aufwertung sozialer Rollen als wesentlicher Bestandteil sozialer Integration. Die Idee erschien als das Nachfolgemodell des Normalisierungsgedankens und wurde als Theorie 1983 von WOLF WOLFENSBERGER entwickelt (10). Sie fußt auf den Theorien von sogenanntem ›Abweichenden Verhalten‹ und widmet sich dem Phänomen, dass innerhalb einer Gesellschaft, deren Status Quo als ›normal‹ gilt, Gruppen oder Einzelpersonen aufgrund bestimmter Merkmale und Kategorisierungen als ›anders‹ wahrgenommen und gegenübergestellt werden. Damit verbindet sich eine Abwertung bzw. geringere Wertschätzung, wie sie beispielsweise Menschen mit Behinderungen erfahren. Innerhalb der Social-Role-Valorisation werden die Methoden dieser Abwertung katalogisiert und ihre Effekte und Auswirkungen analysiert, um letztlich Mechanismen der Ausgrenzung aufzudecken und im günstigsten Fall dadurch zu vermeiden. Eine Möglichkeit der Intervention wäre die Aufwertung sozialer Rollen, wie Sie beispielsweise Menschen mit Behinderung erfahren würden, indem sie als aktiv Forschende in einem Forschungsprozess, einem originär akademischen und sozial stark anerkannten Tätigkeitsfeld, agieren (11).

3. Emanzipatorische Forschung im Kontext von Behinderung

Für die emanzipatorische Forschung im Kontext von Behinderung ist das so genannte ›soziale Modell‹ von Behinderung von entscheidender Bedeutung. Dieses löst das defizitäre medizinische Modell ab, welches Behinderung pathologisiert und somit als Krankheit klassifiziert, die es zu heilen und rehabilitieren gilt (12). Anders argumentiert das soziale Modell: Behinderung entsteht durch gesellschaftlich konstruierte Zuschreibungen aufgrund bestimmter Merkmale, die als nicht normal wahrgenommen werden und behindert die so bezeichneten in ihrer selbstbestimmten Lebensführung, indem sie Erfahrungen der Ausgrenzung, der Stigmatisierung schaffen und eine Fülle von Barrieren für die Betroffenen bereithalten (13).

Aufgrund dieser Erfahrungen und Zustände entwickelte sich in den 70er Jahren eine Behindertenbewegung, die das Problem der Stigmatisierung, Diskriminierung und Unterdrückung von Menschen mit Behinderungen aufgriff und sich aktiv dagegen zur Wehr setzte. In diesem Zusammenhang wurde auch die »*akademische Wissensproduktion*« (14) kritisiert, die bisher auf der defizitären Beschreibung von Behinderung fußte: Menschen mit Behinderung könnten Dinge nicht, die für eine empirische Forschung notwendig sind und werden deshalb aus Forschungszusammenhängen ausgeschlossen. Stattdessen entstand die Forderung, dass Forschung nur noch im Interesse der betreffenden Personen stattfinden sollte: zur Verbesserung der sozialen und materiellen Lebensbedingungen und um ein Leben ohne Diskriminierung und Ausgrenzung führen zu können.

Als Folge der Behindertenbewegung und der Forderungen der Emanzipatorischen Forschung entstanden in den 80er Jahren die *Disability Studies*, eine Forschungsrichtung von, mit und über Menschen mit Behinderungen, die sich auch im deutschsprachigen Raum zunehmend etabliert. Die Inhalte der Forschung sind alle Bereiche

rund um das Phänomen Behinderung, wie beispielsweise die soziale Konstruktion, die Lebenswirklichkeit, Formen und Auswirkungen von Barrieren oder kulturspezifische Aspekte (15). Menschen mit Lernschwierigkeiten fanden allerdings sowohl als Mitwirkende als auch auf inhaltlicher Ebene wenig Berücksichtigung. Erst allmählich entstanden Forschungsergebnisse, die sich auch diesem Personenkreis widmeten. Starken Einfluss hatten hier im britischen Raum Selbstvertretungsorganisationen, die als Auftraggeber/innen, Forschende und Autor/innen von Publikationen auftraten. Inhalte waren vor allem die Entwicklung von Dienstleistungen für Menschen mit geistiger Behinderung und der Ausbau von ›Leichter Sprache‹ (16).

Ungefähr zeitgleich mit den Disability Studies entwickelte sich die Partizipative Forschung, die Menschen mit Lernschwierigkeiten in den Forschungsprozess involviert. Motor für diese Entwicklung in Großbritannien war die Änderung der Förderrichtlinien bedeutender Einrichtungen der Behindertenhilfe seit Anfang der 90er Jahre: Um Gelder für die Forschung zu erhalten mussten die Forschungen so konzipiert sein, dass die betreffenden Personen mindestens in die Befragung involviert sind. Einige Einrichtungen wie zum Beispiel die Joseph Rowntree Foundation forderten zur Finanzierung von Forschung den Einbezug von Menschen mit Lernschwierigkeiten in ALLE Teile eines Forschungsprozesses (17).

Die Prinzipien, denen Partizipative Forschung folgt, gestalten sich unter anderem folgendermaßen (18):

- Die Signifikante Beteiligung der Teilnehmenden: Menschen mit Behinderung nehmen aktiv am Forschungsprozess teil.
- Die Forschung sollte eine genauere und authentischere Analyse der Lebensrealität ermöglichen und befördern.
- Das Ziel sollte immer die Verbesserung der Lebensqualität der Menschen mit Behinderungen sein.
- Die Forschungsergebnisse müssen für Menschen mit Behinderung zugänglich gemacht werden.

Das Verhältnis zwischen den akademischen Forscher/innen und Menschen mit Lernschwierigkeiten ist in der Partizipativen Forschung zumeist nicht klar definiert bzw. vorgegeben, was heißt, dass die akademischen Forscher/innen die Kontrolle über den Forschungsprozess behalten können. Die Kontrolle über den Ablauf des Forschungsprozesses und die damit verbundene Macht und Entscheidungsgewalt ist der entscheidende Punkt für die Kritik, die Anfang der 90er Jahre an der Partizipativen Forschung laut wurde: es entstand die maßgeblich durch den Wissenschaftler JAN WALMSLEY (2001) initiierte Forderung, Klarheit darüber zu schaffen, wer in einer partizipativ geprägten Forschungsstudie mit Menschen mit Lernschwierigkeiten in welchem Ausmaß in die Forschung involviert ist und die Kontrolle über den Forschungsprozess hat. Dazu prägte er den Begriff der *Inklusiven Forschung*, der sich auf alle Forschungszugänge bezieht, die bisher als ›partizipatorisch‹ oder ›emanzipatorisch‹ bezeichnet wurden.

JAN WALMSLEY und KELLEY JOHNSON (2003) formulierten in dem Standardwerk zur Inklusiven Forschung »Inklusive Research with People with Intellectual Disability« folgende Kennzeichen und Standards Inklusiver Forschung:

- Das Forschungsthema und der Forschungsgegenstand soll zentrale Bedeutung für den Personenkreis Menschen mit Lernschwierigkeiten haben.
- Der Forschungsprozess kann auch von Personen angeregt werden, die als nicht-behindert gelten.
- Die Forschung sollte die Interessen der Menschen mit Behinderungen vertreten und in ihrem Sinne arbeiten.
- Als nicht-behinderte geltende Forscher/innen sind solidarisch diesen Interessen verpflichtet.
- Menschen mit Lernschwierigkeiten sollten die Kontrolle über den Forschungsprozess und die Forschungsergebnisse haben.
- Menschen mit Lernschwierigkeiten sollten in die Lage gebracht werden, selbst forschend tätig zu sein.
- Alle Teile der Forschungsstudie müssen barrierefrei für alle Menschen zugänglich sein: das heißt beispielsweise, dass Forschungsfrage, -prozess und die abschließende Forschungsdokumentation in Leichter Sprache verfasst sein sollten.

Die wohl prägnanteste Forderung der Vertreter/innen Inklusiver Forschung ist, dass die Beteiligten alle Phasen eines Forschungsprozesses mitgestalten und sie stets die Kontrolle über den Forschungsprozess besitzen sollten (19). Die Beteiligung am Forschungsprozess erfolgt also auf allen Ebenen: bei der Entwicklung der Fragestellung, der Erhebung und Analyse der Daten und im Rahmen der Präsentation der Ergebnisse. Wie genau die Einbindung aussieht, ergibt sich aus der jeweiligen Studie beziehungsweise deren Thema und der spezifischen Herangehensweise: Menschen mit Lernschwierigkeiten können Ko-Forscher/innen sein, Seite an Seite mit den Akademiker/innen, sie können Forschungsprojekte initiieren, können Mitglieder in sogenannten Referenzgruppen sein (eine Gruppe, die sich aus Personen zusammensetzt, die dem selben Personenkreis angehört, wie die potentiellen Proband/innen), sie können Interviewer/innen sein und Forschungspublikationen herausgeben.

Die Umsetzung der hier dargestellten Paradigmen Inklusiver Forschung erfordert ein radikales Umdenken in den bisherigen Vorstellungen traditioneller empirischer Sozialforschung. Die bisherige Rolle der Forschenden als wissenschaftliche Leitung eines Forschungsprojekts und den Proband/innen als Datenquelle zur Bearbeitung einer Problemstellung, die in den Partizipativen Forschungsansätzen schon kritisch reflektiert wurden erfahren in der Inklusiven Forschung grundlegende Veränderungen. Traditionelle hierarchische Verhältnisse der an der Forschung beteiligten werden aufgebrochen und durch gleichberechtigte, partnerschaftliche Zusammenarbeit ersetzt.

Partizipative und Inklusive Forschung im deutschsprachigen Raum

Im deutschsprachigen Raum wird partizipative und erst recht inklusive Forschung vergleichsweise selten betrieben und wenig darüber publiziert. Dennoch ist zu verzeichnen, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten zumindest als Befragte zunehmend in Betracht gezogen werden, wobei ein weiterer Einbezug über die Befragung hinaus allerdings kaum vorkommt. Die *Deutsche Interdisziplinäre Gesellschaft zur Förderung der Forschung für Menschen mit Behinderung e.V.* (DIFGB) hat bezüglich der Forschungszugänge in der Forschung mit dem Personenkreis Menschen mit Lernschwierigkeiten bisher folgenden Stand evaluiert: Inklusive Forschung wird gemessen an der Gesamtzahl der erfassten Studien bisher zu 12,6% realisiert, Partizipative Forschung zu 8,4% und Disability Studies zu 7,5%. Dazu muss gesagt werden, dass die Ergebnisse sich immer mit dem Ausmaß der Rückläufe der Fragebögen, welche von der DIFGB u. a. zur Erfassung der Forschungsansätze entwickelt wurden, korrelieren und demzufolge nicht zwangsläufig für die gesamte deutschsprachige Forschungslandschaft repräsentativ sind.

Beispiele inklusiver Forschungsprojekte im deutschsprachigen Raum

Das Forschungsprojekt »Menschen mit intellektueller Behinderung lernen Forschen« stellt ein Beispiel der konkreten Umsetzung der Ideen Inklusiver Forschung dar. Es wurde von vier (ehemaligen) Studierenden des Instituts für Förderpädagogik der Universität Leipzig in Zusammenarbeit mit acht Beschäftigten der Lebenshilfe Werkstatt ins Leben gerufen. Im Mittelpunkt der Studie stand die Frage der Barrierefreiheit in kulturellen Einrichtungen aus der Sicht von Menschen mit Lernschwierigkeiten. Alle Beteiligten arbeiteten gleichberechtigt aktiv in einem Forschungsteam zusammen, das sich aus Menschen mit und ohne so genannte Behinderung zusammensetzte. Gemeinsam besuchten sie wichtige kulturelle Einrichtungen der Stadt Leipzig und untersuchten anhand eines vorher gemeinsam erarbeiteten Fragebogens deren Barrierefreiheit sowie die Unterstützungsbereitschaft und den respektvollen Umgang der jeweiligen Mitarbeiter/innen. Im Rahmen dieses Forschungsziels wurde der Ansatz der Inklusiven Forschung aktiv erprobt und erlernt. Die Ergebnisse der Untersuchung wurden in einem Kulturführer für 33 kulturelle Einrichtungen der Stadt Leipzig zusammengestellt. Das Heft wurde in »Leichter Sprache« und mit großen Buchstaben geschrieben und publiziert. Für jede der aufgeführten Einrichtungen gibt es eine detaillierte Beschreibung des Weges, eine Aufführung der wichtigsten Eckdaten, wie Adresse, Telefonnummer, Preise, Öffnungszeiten, die verschiedenen Formen der Barrierefreiheit und einiges mehr. Mit der Hilfe des Kulturführers ist es allen Menschen barrierefrei möglich, sich Informationen über bestimmte Einrichtungen anzueignen, um selbstbestimmt ein Museum, eine Kirche oder eine andere kulturelle Einrichtung der Stadt Leipzig zu besuchen (20).

Weitere Studien aus dem deutschsprachigen Raum sind beispielsweise: »Partizipationserfahrungen in der beruflichen Biografie von Menschen mit einer intellektuellen Behinderung« der Uni Wien; »Ich sehe mich nicht als Behindert - Studie zu den Lebensbedingungen von Menschen mit besonderen Fähigkeiten« des Vereins TAFIE aus Tirol und »Die Lebensgeschichte von Gerhardt Westermann« von Gerhardt Westermann und Tobias Buchner. Diese Forschungsprojekte können jedoch momentan noch als Einzelfälle betrachtet werden. Zu hoffen ist, dass sich die Forschung am Beispiel Großbritanniens weiterentwickelt und dabei kreativ und vielfältig eine Forschung herausgearbeitet wird, die im Sinne des inklusiven Gedankens die subjektive Sicht der betreffenden

Menschen berücksichtigt und somit weitläufig forschungsethisch und menschenrechtlich Verantwortung übernimmt.

Anmerkungen

(1) Dabei muss erwähnt werden, dass es vor allem im bio-medizinischen Bereich gerade unter ethischen Gesichtspunkten immer wieder zu äußerst strittigen Forschungsstudien kommt, wie es eine aktuelle Studie des deutschen Netzwerks für mentale Retardierung »MR-Net« zur systematischen Analyse und Identifizierung genetischer Ursachen für geistige Behinderung eindrücklich belegt (siehe: <http://www.german-mrnet.de/>).

(2) vgl. Terfloth, Janz 2009.

(3) ebd.

(4) vgl. Walmsley, Johnson 2003.

(5) vgl. Hagen 2002.

(6) vgl. Institut für Demoskopie Allensbach 2011.

(7) vgl. Bergold, Thomas 2012.

(8) NIRJE 1994.

(9) vgl. Buchner et al. 2012.

(10) vgl. Walmsley 2001.

(11) vgl. Walmsley 2001.

(12) vgl. Waldschmidt 2007.

(13) vgl. Buchner et al. 2011.

(14) Buchner et al. 2011, S. 6.

(15) vgl. Waldschmidt 2007.

(16) vgl. Buchner et al. 2011.

(17) vgl. Buchner et al. 2011.

(18) vgl. Flieger 2009.

(19) vgl. Schuppener 2009.

(20) Nähere Informationen zum Projekt befinden sich auf der homepage der Lebenshilfe Leipzig unter:
<http://www.lebenshilfe-leipzig.de/projekte.html> (06.05.2013).

Literatur

Bergold, J.; Thomas, S. (2012) Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. In: Forum Qualitative Sozialforschung. Vol 13 Nr. 1. Online verfügbar unter: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1801/3332> (06.05.2013).

Buchner, T.; Koenig, O.; Schuppener, S. (2011): Gemeinsames Forschen mit Menschen mit Lernschwierigkeiten. Geschichte, Status Quo und Möglichkeiten im Kontext der UN-Behindertenrechtskonvention. In: Teilhabe 1/ 2011, Jg. 50, S.4-10.

Flieger, P. (2009): Partizipatorische Forschung-Wege zur Entgrenzung der Rollen von ForscherInnen und Beforschten. In: Jerg, J.; Merz-Atalik, K.; Thümmler, R.; Tiemann, H. (Hrsg.). Perspektiven auf Entgrenzung. Erfahrungen und Entwicklungsprozesse im Kontext von Inklusion und Integration. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 159 - 171.

Hagen, J. (2002): Zur Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung. In: Geistige Behinderung 41 (4), S. 293-306.

Institut für Demoskopie Allensbach (2011): Gesellschaftliche Teilhabe von Menschen mit Behinderung in Deutschland. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Befragung.

Janz, F.; Terfloth, K. (Hrsg.) (2009): Empirische Forschung im Kontext geistiger Behinderung. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 305-319.

Nirje, B. (1994): das Normalisierungsprinzip – 25 Jahre danach. In: Vierteljahreszeitschrift der Heilpädagogik und ihrer Nachbargebiete. Nr. 32. S. 12-32.

Schuppener, S. (2009) Identität von Menschen mit geistiger Behinderung-Untersuchungs- und Unterstützungsmöglichkeiten im Kontext partizipativer Forschung. In: Janz, F.; Terfloth, K. (Hrsg.): Empirische Forschung im Kontext geistiger Behinderung. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 305-319.

Waldschmidt, Anne; Schneider, Werner (Hrsg.) (2007): Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: Transcript.

Walmsely, J. (2001): Normalisation, emancipatory research and inclusive research in learning disability. In: Disability & Society 16 (2), S. 187-205.

Walmsley, J.; Johnson, K. (2003): Inclusive Research with People with Learning Disabilities. Past, Present, Future. London and Philadelphia: Jessica Kingsley Publishers.

Autorin

Mandy Hauser arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Förderpädagogik der Universität Leipzig und promoviert zum Thema »Qualitätsentwicklung in der Partizipativen und Inklusiven Forschung«.

Kontakt:

Mandy Hauser
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Universität Leipzig
Institut für Förderpädagogik
Kompetenzbereich Geistige Entwicklung
Marschnerstraße 29
04109 LEIPZIG
Tel: (03 41) 97 31 527
Fax: (03 41) 97 31 519
E-Mail: mandy.hauser@uni-leipzig.de

Redaktion

Stiftung MITARBEIT
Redaktion eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft
Eva-Maria Antz, Ulrich Rüttgers
Ellerstr. 67
53119 Bonn
E-Mail: newsletter@wegweiser-buergergesellschaft.de